

MARTIN SCHNICK

Am
anderen
Ende der
Schwerkraft



ROMAN



Martin Schnick
Am anderen Ende der Schwerkraft



Martin Schnick

Am anderen Ende der Schwerkraft

Roman



Schnick, Martin: Am anderen Ende der Schwerkraft. Frankfurt am Main, Größenwahn Verlag 2022

1. Auflage 2022

ISBN: 978-3-95771-323-0

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub-eBook: ISBN 978-3-95771-324-7

Lektorat: Annika Friedrichs, Hamburg

Umschlaggestaltung: © Annelie Lamers, Größenwahn Verlag

Umschlagmotiv: © vjapratama/pexels.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://www.dnb.de/> abrufbar.

Der Größenwahn Verlag ist ein Imprint der Bedey &
Thoms Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

© Größenwahn Verlag, Frankfurt am Main 2022

Alle Rechte vorbehalten.

www.groessenwahn-verlag.de

Gedruckt in Deutschland

ENDE

Ich sehe mich zum ersten Mal. Im Bett liegend, die Hände auf der blutenden Wunde. Meine dunkelblonden Haare vom Schlaf zerzaust. Ich spüre das warme Blut und spüre es nicht. Du stehst vor mir. Jochen. Du schaust mich an mit deinen hellblauen Augen, blau wie das Meer, der Horizont, eben noch voller Zorn, jetzt voller Schrecken. Beband hältst du das Messer in der Hand, diese Klinge, die du mir Sekunden zuvor in den Brustkorb gerammt hast. Ich sehe mein Studentenzimmer im Morgengrauen. Den runden Esstisch in der Mitte des Raumes mit dem angeschnittenen Brot, daneben die leeren Gläser, die Wodkaflasche, die Zigaretenschachtel, der überfüllte Aschenbecher. Mein Blick wandert hinüber zum Waschbecken, vorbei am Kleiderschrank zu meinem Schreibtisch. Darauf mein PC und meine schwarze Kladde mit meinen Notizen zu meinem Roman-Projekt »Mythos«. Ich rieche deinen betörenden Schweiß. Ich sehe deine blauen Augen, dein engelhaftes, unbehaartes Gesicht, deine erröteten Wangen. Ich sehe deine geöffnete Hose, deine bunten Shorts, in die ich in der Nacht meine Hand hineinführte. Ich sehe mich zum ersten Mal nicht im Spiegel, sondern auf meinem Bett liegend, immer mehr Blut aus der Wunde sich ergießend. Ich sehe, wie das Messer aus deiner Hand gleitet und langsam zu Boden taumelt. Das Messer, das du mir vor wenigen Augenblicken überraschend in den Brustkorb gehauen hast.

Ein kurzer, stechender Schmerz. Ich sehe, wie du deine Hose zuknöpfst, nach deiner Jacke greifst und wie du zur Tür hinaus rennst, die Treppen hinunter zur Straße hinaus. Ich höre die Kirchturmuhren schlagen und höre sie nicht. Es ist Sonntagmorgen um acht. Niemand ist auf der Straße, auf der du alleine entlang rennst und keuchst. Warum rennst du so? Rennst du vor dir selber weg, Jochen? Auf einmal vergeht keine Zeit mehr. Ich sehe mich zum ersten Mal nicht im Spiegel, sondern von oben herab auf dem Bett liegend. Ich sehe, wie mein Nachbar mein Zimmer betritt, wie er an meinem Körper rüttelt, die blutende Wunde hektisch mit einem dreckigen Geschirrtuch zu stillen versucht. Ich sehe das Blaulicht, den Krankenwagen vor der Haustür, die Sanitäter die Treppe hinaufsteigen. Ich spüre nicht mehr, wie der Notarzt mir mit seinen Händen auf meiner Brust die Rippen bricht. Wie eine metallische Säge meinen Brustkorb öffnet, wie eine Hand im weißen Plastikhandschuh mein Herz umfasst. Ich sehe die Schweißperlen auf der Stirn des Arztes, sein unrasiertes Gesicht. Ich spüre die Hand, die mein Herz massiert, und spüre sie nicht.

ALPINWEISS

Es ist Nachmittag im Frühjahr 1995, als ich aus dem Bus steige, irgendwo im alpinen Nirwana. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, studiere Germanistik und Philosophie in Bonn und stehe kurz vor dem Abschluss. Warum ich mich an jenem Apriltag im Hochgebirge in der Schweiz befinde, ist eine längere Geschichte. Die Sonne scheint und eine für diese Jahreszeit ungewöhnlich milde, beinahe frühlinghafte Brise weht die Gipfel herab. Mein kleiner Rucksack hängt über meiner rechten Schulter, in der Hand halte ich einen Blumenstrauß. Weiße, in Cellophan eingeschweißte Blumen aus einem Automaten vom Bahnhof. Ich schiebe meine Sonnenbrille hinauf in die ungekämmten Haare und blicke mich um. Auf der anderen Straßenseite liegt sie, die Eugen-Bleuler-Fachklinik. Ein moderner, dreistöckiger Bau aus Beton und Glas, eingerahmt von einem imposanten Alpenpanorama mit schneebedeckten Bergen. Meine Schritte knirschen unter dem Kiesweg. Links neben dem nüchternen Gebäude liegt inmitten einer Parklandschaft ein kleiner See. Quasi postmoderner Zauberberg.

Mit einem Schreiben in der Hand betrete ich die Klinik und melde mich am Empfang. Eine kleine, freundliche Person greift zum Telefonhörer, spricht mit der Stationsleitung. Dann schickt sie mich in den ersten Stock. Zimmer 105. Hier ist es also. Ich atme

tief durch und klopfe an die Tür. Stille. Kein »Herein!« oder so. Ich klopfe abermals. Ohne eine Antwort erhalten zu haben, drücke ich die Klinke herunter und betrete das Zimmer. Die Jalousien sind halb geschlossen, und im Schatten erkenne ich die Silhouette von Julian, regungslos auf einem weißen Plastikstuhl sitzend. Seine kalten, matten Augen starren glanzlos ins Leere. Ich gehe einige Schritte auf ihn zu.

»Hi Julian.« Ich versuche, lässig zu klingen wie immer, als sei nichts geschehen. Als wüsste ich nicht, wieso er in der Psychiatrie gelandet ist, als wäre ich nicht Zeuge gewesen jener unseligen Ereignisse. Als hätten wir es nicht erahnen können, dass diese Exzesse einmal ihren Tribut einfordern könnten.

Unentschlossen verharre ich auf der Stelle. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, genauso wie ich nicht weiß, wohin mit den Blumen. Mein Blick schweift durch das karg ausgestattete Klinikzimmer. Diverse bunte Pillen und Psychopharmaka liegen geordnet in weißen Plastikschälchen auf dem Nachttisch. An der Seite befindet sich ein rollbarer Metallständer, an dem ein gefüllter Infusionsbeutel inklusive Zufuhrschlauch baumelt. Auf dem Tisch mit den zwei Stühlen stehen eine Kanne Kaffee, eine Wasserflasche sowie Plastikbecher. Sachte lege ich die Blumen aufs Bett, daneben meine schwarze Lederjacke und den Rucksack. Anschließend begeben sich mich ins angrenzende Badezimmer. Eine fensterlose, weiß gekachelte Nasszelle mit grellem Neonlicht. Nachdem ich gepinkelt habe, betrachte ich mich skeptisch im Spiegel über dem Waschbecken. Mit Leitungswasser versuche ich mein wuscheliges Haar, das sich nie entscheiden kann, in welche Richtung es wachsen

will, zu bändigen. Wahrscheinlich wird Julians Mutter bald auftauchen, und da will ich einen guten Eindruck machen. Mit geglätteten Haaren kehre ich zurück ins Zimmer und setzte ich mich an den Tisch.

»Ich nehme mir mal von dem Kaffee, okay?«

Umgehend greife ich nach der Kanne und den Bechern.

»Gut.«

Er hat etwas gesagt? Irritiert halte ich inne. Oder hat er nicht? Julian sitzt nach wie vor apathisch auf seinem Stuhl. Wahrscheinlich habe ich es mir nur eingebildet. Der blaue Bademantel bedeckt seinen Körper nur unzureichend. Er hat stark an Gewicht verloren, sodass man jede einzelne Rippe sehen kann. Sein blasser, kaum behaarter Oberkörper ist mit mikroskopischen Schweißperlen übersät. Schnell und gleichmäßig hebt und senkt sich die Brust im Atemtempo. Mit einem weißen Plastiklöffel verrühre ich die Dosenmilch in meinem Kaffee. Eine Regung. Julian kratzt sich am Unterarm, eben an jener Stelle, an der sich eine Kanüle, ein intravenöser Zugang befindet. Dann wieder Stillstand wie zuvor.

Während ich einen Schluck vom heißen Kaffee nehme, verspüre ich die Lust auf eine Zigarette. Zu einem Kaffee gehört automatisch eine Zigarette, alte Studentenangewohnheit. Sachte stelle ich den Becher ab, krame in meiner Jackentasche nach Kippen und Feuerzeug und verlasse das Zimmer.

Auf dem Flur kommt mir eilig eine Schwester entgegelaufen. Es riecht nach Chlor und antiseptischen Putzmitteln. Sie schaut mich entsetzt an und wedelt mit ihrem Zeigefinger in der Luft.

»Hier wird aber nöd geraucht, jungä Maa!«

DEUTSCHLAND EINIG NUTTENLAND

Es ist der 2. Oktober 1990, kurz vor Mitternacht. Gleich deutsche Einheit, historischer Moment. Bonn steht kopf. Überall sind Menschen. Auf den Straßen, in den Kneipen, an den Bierständen. Von überall ertönt Lärm, Lärm und laute Musik. Da Drogen meinen Organismus destabilisieren, mein Gleichgewicht angreifen, muss ich mich an der Theke der Frittenbude festhalten, damit ich nicht umkippe. Um Mitternacht läuten von überall her Kirchenglocken. Über meinem Kopf explodiert ein buntes Feuerwerk. Zisch, Bang, Bumm. Christbäume stürzen vom Himmel. Endlich – nach zwanzig Minuten des Wartens bekomme ich von der orientalischen Bedienung im verschmutzten weißen Kittel meine Portion Pommes und meine grüne Dose Becks. Es dauert eine Weile, bis ich das Kleingeld zum Bezahlen aus meiner Hosentasche hervorgekramt habe. Julian nimmt sich derweil eine heiße Fritte und stippt sie in die Mayonnaise.

»Komm Tristan, wir gehen Billard spielen. Jetzt muss ein Tisch frei sein.«

Beim Öffnen der Bierdose spritzt eine Fontäne heraus, sodass ich sofort einen großen Schluck nehmen muss.

»Shit.«

Meine Hose ist bespritzt. Egal.

»Okay, lass gehn.«

Wir laufen eine schmale Gasse entlang hinter dem 20-stöckigen Stadthaus in Richtung Bermudadreieck. So heißt eine Ecke in der Bonner Südstadt mit ihren vielen Punk- und Anarcho-Bars wie dem Bla und dem Namenlos. Während meine Schritte immer etwas Dumpfes, Erdverbundenes an sich haben, vermittelt Julians federnder Gang stets eine Leichtigkeit, so als schein er eher über den Dingen zu schweben als zu gehen.

Insgeheim bewundere ich seine Eleganz, seine Mühelosigkeit im Umgang mit den Dingen und den Menschen. Julian vermittelt auf Anhieb den Eindruck, das Leben ohne Anstrengung zu bewältigen. Eigentlich ist es ein Wunder, dass wir Freundschaft geschlossen haben, so unterschiedlich wie wir sind. In einer überfüllten Veranstaltung vor Semesterbeginn saß er plötzlich neben mir. Nach Ende fragte er mich spontan:

»Lust auf'n Bier? Ich lad dich ein.«

Ich habe nichts geantwortet. Weil Nichtssagen das Nonplusultra der negativen Kommunikation. Julian blickte mich schräg von der Seite an.

»Leicht sozial behindert, kann das sein?«

Dann lachte er mich an und zupfte mich am Ärmel.

»Los, gehen wir!«

Im üblicherweise voll gerammelten Billardkeller ist kaum etwas los. Die Billardtische stehen trostlos nebeneinander wie abgestellte Limousinen in einer Tiefgarage. Genauer gesagt ist dort überhaupt nichts los. Allein Philipp sitzt an seinem angestammten Platz hinter seiner Theke und blättert lustlos in einer Illustrier-

ten. Als wir zur Tür hineinkommen, setzt er seine Lesebrille ab und strahlt mit seinem Pfannkuchengesicht.

Julian grüßt mit zwei Fingern an der Stirn.

»Hallo Philipp, ich nehme an, wir können uns einen Tisch aussuchen.«

Während ich die letzten fettigen Fritten in mich hineinstopfe, baut Julian in lässiger Manier die bunten Kugeln auf. Philipp, ein fünfzigjähriger Tscheche, der seit Jahren im Billardkeller arbeitet, bringt uns zwei Bier.

»Hallo Julian, wie gehts? Wo hast du die Mädchen gelassen?«

Philipp stellt das Bier ab und knufft Julian mit dem Ellenbogen in die Seite.

»Dir fehlt es an allem Philipp, an Mädchen, an Geld und vor allem an neuen Sprüchen.«

Mit einem gezielten Stoß versenkt er die erste Kugel im Loch. Zufrieden blickt er auf, greift nach der Kreide und fügt an:

»Wenn man Erfolg haben will, muss man aus seinem Herz eine Wüste machen.«

»Und du machst aus meinem Verstand eine Wüste mit deinen schlaun Sprüchen«, so Philipp lachend und kehrt zurück zu seinem angestammten Platz hinter der Theke.

Als sich der Tscheche kürzlich aufgrund dubioser Transaktionen in Geldnot befand, hat ihm Julian ohne zu zögern sechstausend Mark geliehen. Für mich eine vollkommen unverständliche Sache. Wie kann man jemandem, den man kaum kennt und der zudem in undurchsichtigen Geschäften verwickelt ist, soviel Geld leihen?

Damals kannte ich Julian noch nicht lange. Wir hatten beide gerade mit dem Philosophiestudium angefangen und besuchten gemeinsam die üblichen Einführungsveranstaltungen für Erstsemester.

Nachts nach drei. Deutschland scheint wiedervereinigt. Schön. Oder auch nicht. Egal. Tief im Westen der Bundesrepublik waren der Mauerfall und die Wiedervereinigung nur ein mediales Ereignis, eine tägliche TV Show mit den immer selben Akteuren, ohne konkrete Auswirkungen auf unser junges Leben in der Provinz. Im Alltag hat sich für uns nichts Wesentliches geändert. Nach wie vor dieselbe Währung, dieselbe Musik, dieselbe Monotonie. Ich trotte Julian hinterher durch die Fußgängerzone der Bundesstadt Bonn. Fremde Körper ziehen wie Fischeschwärme dicht an mir vorüber. Von allen Ecken her riecht es nach Bratwürsten und Zuckerwatte, nach Bier und Kotze. Julian betritt einen Hauseingang. Über der Eingangstür leuchtet in pinken Neonfarben der Schriftzug »Chez-Nous«. Ohne zu zögern betätigt er einen goldenen Klingelknopf. Hinter einer Glasvitrine sind diverse Fotos von Nackttänzerinnen ausgestellt, wie sie sich um Metallstangen winden. Komischer Club. Ich glaube, ich habe Julian noch nicht gesagt, dass ich schwul bin.

Ein hagerer Typ älteren Datums in schäbigem Anzug, mit schmierig zurückgekämmten Haaren und einem dünnen Schnurrbart öffnet die Tür. Er mustert uns kurz und signalisiert mit einer Kopfbewegung, dass wir rein dürfen. Julian erzählt lautstark irgendetwas. Der kleine Club, kaum größer als ein

Wohnzimmer, macht einen heruntergekommenen, nuttigen Eindruck. Die Bar ist in schummrig rotes Licht getaucht, aus den Boxen erklingt leise, belanglose Instrumentalmusik, wie man sie von Pornos her kennt. Kaum haben wir uns auf einer roten Plüschgarnitur niedergelassen, setzen sich umgehend zwei leicht bekleidete Osteuropäerinnen zu uns. Das bisschen Stoff, das sie bekleidet, ist durchsichtig, der Rest ist weibliche Materie. Ich starre konsterniert auf mein restlos überteuertes Pils und nippe kurz dran. Die Nutten schauen lasziv und hauchen Julian ins Ohr, dass sie gerne Piccolo trinken. Kein Problem, so Julian, auch nicht, dass ein Piccolo hundertzwanzig Mark kostet.

Nachdem die Nutten mit uns angestoßen haben, kippen sie diskret den Rest des 120-DM-Schampus hinter das Sofa. Dort befindet sich eine Abflussvorrichtung, ähnlich wie für Regenwasser bei Garageneinfahrten. Ist das die Pissrinne des Kapitalismus? Sind das Nutten bei der Arbeit?

»Dein Frreund ist aberrr nicht sehrrr gesprrrächig«, sagt die Nutte, die sich Liane nennt.

Julian antwortet irgendetwas. Ich glaube, sie reden über mich. Aber nur kurz. Dann fummelt Julian an den Titten von Liane herum. Ich rauche stumm eine Zigarette. Das Mädels zu meiner Linken lächelt immerzu. Ich lächle zurück. Dämlich. Mir ist schlecht von dem vielen Alkohol.

Draußen. Vor einem Bankautomaten am Friedensplatz. Julian schiebt seine EC-Karte in den Schlitz und gibt seine Geheimnummer ein.

»Nicht ganz helle, die Mädels im Chez-Nous, was? Aber wir fahren jetzt zur Immenburg, da kannst du eine aussuchen. Die haben echt geile Nutten dort, für jeden Geschmack etwas dabei. Geld spielt keine Rolle, verstanden? Ich hab'n Dispo bis hinterm Saturn.«

Ich fassle meinerseits irgendetwas von klarstellen, dass mir die Immenburg im Prinzip egal sei, dass ich nicht auf Frauen stünde.

Julian meint, er habe sich so etwas schon gedacht. Das sei für ihn kein Problem, aber er stehe absolut unter Strom und müsse unbedingt ficken. Er nimmt mich in den Arm, küsst mich auf die Wange und besteigt ein Taxi.

Ich gehe zum Busbahnhof. N 3 - Nachtlinie nach Tannenbusch. Im Bus hinten. Mir ist ziemlich übel und ich muss mich übergeben. Der Bus hält, obwohl draußen gar keine Halte ist. Merkwürdig. Verschwommen sehe ich zwei Busfahrer auf mich zuschreiten. Sie packen mich ruppig an den Schultern und setzen mich kurzerhand vor die Tür. Dann fahren die zwei Busse davon. Ich bleibe allein zurück im nächtlichen Abgasdunst. Über mir leuchten die Sterne. Ziemlich viele Sterne heute.

WITTGENSTEIN

Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.« ist auf dem Hinweisschild neben dem Gemälde zu lesen. Ein großformatiges Ölbild in Erdtönen mit verlorenen, schattenwerfenden Gestalten. Ich rätsle einen Moment, was das Zitat von Wittgenstein mit dem Kunstwerk zu tun haben könnte. Neben dem Bild klebt ein roter Punkt.

Julians Vater, heute Professor an einer Fachklinik, füllt im Nebenzimmer der Galerie einen blauen EC-Scheck aus. Bislang kannte ich seinen Vater nur von einigen vergilbten Buntfotos her, die mir Julian einmal stolz gezeigt hatte. Wilder Bart, Lederweste, Schlaghosen. Die Aufnahmen waren während irgendwelcher 1968er Demonstrationen in Berlin entstanden. Also Dekaden her, noch vor unserer Zeit. Mitte der Siebzigerjahre hatte der Professor dann Pflastersteine nicht mehr geworfen, sondern gekauft. Handsignierte Steine von Joseph Beuys. Ein ziemlich lukratives Geschäft mit utopischer Rendite, wie sich im Nachhinein herausstellen sollte. Die luftigen Ideale der 1968er haben sich für den Professor ziemlich schnell materialisiert.

Von dem Fotorebellen von einst ist nicht viel geblieben. Heute erinnert nix mehr an Hippie, sondern alles an Professor. Schütteres Haar, Lesebrille, edler Anzug, halt Establishment. Aber das SPD-Parteibuch von damals hat er behalten.

Zur Vernissage ist ein seltsames Publikum erschienen. Eine kuriose Mischung aus Studentinnen, exaltierten Gattinnen der Oberschicht und sonstigen kunstsinnigen Menschen. Auch fehlen nicht jene typischen Einzelgänger, die immer da auftauchen, wo es umsonst zu trinken gibt. Dicht an dicht drängen sich die Besucher mit Weingläsern bewaffnet durch die Räume der Galerie, kommentieren blumig die ausgestellten Kunstwerke, die sie mal an diesen, mal an jenen Künstler, mal an dessen Frühwerk, mal an dessen Alterswerk erinnern. Dann takeln sie weiter in ihren schenkelhohen Lackstiefeln, mit ihren tannenbaumkugelgroßen Ohrringen und pelzumsäumten Anzugskrägen. Durch den Wortlärm am Rande der Bedeutungslosigkeit bahne ich mir den Weg zum Büffet, nehme mir von dem Weißwein und eines der angebotenen Schmalzbrote. Kurz darauf stellt mich Julian einigen Leuten vor: Nadine, Schulfreundin aus Oldenburg, hat ihm kürzlich in der Fußgängerzone nachts um drei hinterm Kaufhof einen geblasen; Mick, neunzehn, kahl geschorener Schädel; Petra, Mitarbeiterin der Galerie Kunsthistorikerin und so fort.

Ich nehme mehr vom Weißwein und geselle mich zu Mick. Er hat gerade eine Entziehungskur hinter sich und arbeitet als irgendetwas in der Galerie. Vom Heroin ist er runter, nimmt neben Methadon nur mehr weiche Drogen – Kiff, Marihuana, Koks. Denn Kunst ist so etwas Ähnliches wie Sex und etwas Ähnliches wie Sex braucht Drogen. Außerdem malt er abstrakte Bilder und fickt konkret Frauen.

Ich schweige. Schade aber auch, dass er nicht auf Jungs steht, denke ich. Mick schaut mich an und

meint, ich solle nicht so viel nachdenken, das Denken nehme nur das Tempo aus dem Leben.

Gegen zweiundzwanzig Uhr ist die Vernissage beendet und das Stammpublikum wechselt in die gegenüberliegende Kneipe. Alle sind ausgelassener Stimmung. Der weißhaarige, kleine Galerieinhaber strahlt wegen der glänzenden Geschäfte. Allein Julians Vater hat drei großformatige Gemälde à 60.000 DM gekauft. Jetzt unterhält er sich mit Suckow, dem Künstler – heruntergekommener, dunkler Anzug, versoffenes, zerfurchtes Gesicht. Am Nachbartisch macht sich Mick gerade an zwei Studentinnen ran. Das ist der Moment, an dem mich Nadine plötzlich von hinten am Ärmel zupft und mir ins Ohr raunt.

»Zeit für eine kleine Gehirnerfrischung. Komm mit, aber unauffällig!«

Sie schaut ernst, verschworen. Es ist so weit. Julian zwinkert mir aufmunternd zu.

Wie in Trance folge ich Nadine auf die Damentoilette. Sie schließt hinter mir ab und klappt den ockerfarbenen Klodeckel herunter. Anschließend zerhackt sie mit einer Rasierklinge auf einem Taschenspiegel das weiße Koks und formiert liebevoll vier weiße Linien. Es riecht stechend nach WC-Stick citrusfrisch.

»Hier!«

Sie hält mir einen Zwanzigmarkschein entgegen.

»Und jetzt?«

Sie macht es mir vor.

»So!«

Mit dem zusammengerollten 20-Mark-Staubsauger zieht sie sich den Stoff durch die Nase in Richtung Hirn.

»Aha.«

Ich mache es ebenso. Abschließend soll ich mir im Waschbecken die Nase mit Wasser ausspülen. Wegen der Nasenscheidewand. Die wird auf die Dauer empfindlich gegen das Zeug.

»Alles klar?«

Nadine lächelt mich mit ihren braunen Augen erwartungsvoll an.

»Hm.«

Ich lächle verlegen zurück.

»Das war's schon!«

Mit der Hand wischt sie den restlichen Sternestaub vom Klodeckel und bedient sinnlos die Wasserspülung. Wasserrauschen.

Zurück vom Damenklo. Susan, Julians neue amerikanische, rothaarige Freundin ist gekommen. Nadine geht, ohne sie zu beachten, an ihr vorbei. Ich sage Hallo.

»Hello Tristan, wie geht es dir?«

Die erste Veränderung nach Einnahme der Droge ist die, dass man auf Anhieb erkennt, wer ebenfalls auf Koks ist. Als habe man eine spezielle Brille auf, eine Art Nachtsichtgerät vor Augen, so verschärft sich der Blick.

»Kunst ist kein Spiegel, den man der Gesellschaft vorhält, sondern Kunst ist der Hammer, mit der man sie gestaltet!«

Julian fabuliert, fantasiert, seine Augen leuchten. Suckow lacht versoffen, sodass man seine schlechten Zähne sehen kann. Dann berichtet der Professor sei-

nerseits, wie ihn damals als junger Assistenzarzt die Sammelleidenschaft gepackt habe. Wenige Stunden vor einem Flug zu einem Kongress nach Madrid musste er noch unbedingt auf die Art Cologne. Dort hingen sie. Drei Gemälde. Er musste sie haben, alle drei. Also kaufte er, obwohl erst frisch verheiratet, ohne entsprechendes Einkommen und mit Julian in Windeln, er lediglich Assistenzarzt, egal. Suckow lacht und leert ein weiteres Bier. 40.000 DM musste der Professor für die Bilder hinlegen. Geld, das er damals nicht hatte. Die folgenden zwei Jahre schlug er sich die Nächte damit um die Ohren, Apotheken mit Medikamenten zu beliefern, um so den Kredit abzubezahlen, den er für den Bilderkauf hatte aufnehmen müssen. Julians Vater schaut erwartungsfroh in die Runde. Der Anfang seiner Sammelwut, heute höchst rentabel.

Aus dem Augenwinkel beobachte ich Mick. Während seine Zunge tief im Mund des einen Mädchens kreist, ist seine Hand zwischen den Schenkeln des anderen verschwunden.

Ich muss an den Drogenroman von Pitigrilli aus den 1920ern denken, wonach diejenigen, die Kokain nehmen, zunächst ihren Willen und kurz darauf ihre Scham verlieren. Allerdings haben die Menschen, die das Zeug über einen längeren Zeitraum hinweg konsumieren, in dieser Hinsicht sowieso nicht mehr allzu viel zu verlieren. Weder an Scham noch an sonst was.

Vier Uhr morgens. Obwohl ich gesoffen habe wie nix Gutes, bin ich seltsamerweise immer noch klar im Kopf. Muss an dem Koks liegen, denke ich. Wille und

Scham haben mich ebenfalls weiterhin gut im Griff. Ansonsten verspüre ich nur eine angenehme Spannung im ganzen Körper.

Da keine U-Bahnen mehr nach Tannenbusch fahren, kann ich bei Julian schlafen. Letzte Runde im Dampfbad, dann mit ins Taxi, hinten neben Susan. Sie schaut nichtssagend aus dem Fenster. Julian, ganz Drogendandy und in seiner Primetime, dichtet den Taxifahrer zu und bezahlt schließlich nach einer Extrarunde durch die Innenstadt mit einem Fünfhundertmarkschein.

Zum ersten Mal bin ich bei Julian in der Wohnung. Das Appartement unweit des Rheinufers erstreckt sich über zwei Etagen. Unten befinden sich das Bad und die beiden Schlafzimmer, oben die Küche und das Wohnzimmer. Die Wohnung ist spartanisch eingerichtet, nur das Notwendigste, aber das vom Feinsten und Teuersten. Le Corbusier Interieur, Wassily Sessel und ähnliche Designerdinge. Julian schaltet MTV ein und holt zwei Bier aus dem Kühlschrank. Susan ist müde und verschwindet nach unten ins Schlafzimmer. Julian erzählt, trinkt, raucht. Wir lachen wie zwei Schneekönige.

»Hier kannst du schlafen!«

Es ist Julians Jugendzimmer.

Ich ziehe mich aus und lege mich ins Bett. Julian verharrt derweil im Türrahmen und sieht mir zu. Nach einer Weile schaltet er das Licht aus.

Black.

Julian kniet am Bett und bläst mir den Schwanz. Geil. Ich zucke und sage ihm, dass ich gleich komme. Er ist süchtig. Ich spritze seinen Mund voll.

Julian streicht mir liebevoll durchs Haar und geht dann zur Tür.

»Julian«, flüstere ich.

Er bleibt im Gegenlicht im Türrahmen stehen und dreht sich um.

»Ja?«

»Ach, nichts.«

»Schlaf gut.«

Er schließt die Tür.

Kurz darauf höre ich ein leises Stöhnen von nebenan.

Die ficken jetzt. Und knutschen. Mit meinem Sperma im Mund.

Regungslos liege ich da und starre die dunkle Decke an, die dunkle Decke starrt zurück.

Nebenan der Lärm von Fleischmechanik, nebenan von nebenan wieder ich, auf der Suche nach einem Gedanken in meinem leeren Hinterkopf.

DIE BESTE ALLER WELTEN

Gut!«
Keine Ahnung, ob dies die beste aller möglichen Welten ist, aber diese abgelegene Alpenklinik ist bestimmt eine der bestmöglichen Fachkliniken und die schweizerischen Ärzte, allesamt Koryphäen, sind in jedem Fall die bestmöglichen aller psychiatrischer Fachärzte.

»Gut!«

Dass dies dennoch die einzige Vokabel ist, die Julian seit seiner Einlieferung in die aseptische Welt von sich gibt, liegt nicht an den Ärzten und auch nicht an der Welt. Vielleicht trifft die Alpen eine gewisse Mitschuld an seiner Dysphrasie. Darüber ließe sich spekulieren.

»Herr Heller, Sie händ ja Ihre Tablette noch gar nöd genommen. Die müssmer aber jetzt noch nähme, gälle.«

Die dicke Klinikschwester, die Julian das Bett macht, klingt streng. Quasi SM-Domina in weiß. Mit schwyzerdütschem Dialekt.

»Gut!«

Julians »gut« klingt teilnahmslos, mechanisch.

»Und a der frische Luft sind Sie hüt au noch nöd gesi. Ich sueche Ihne än Pulli und dänn gaht Ihre Fründ äs bitzeli mit Ihne schpazierefahre.«

»Gut!«

»Jetzt stönd Sie nöd da so umme, packend Sie bitte au einmal mit ah!«

Dieses Mal meint die dicke Psycho-Domina offensichtlich mich. Sie hat Julian in Pullover und Decken gepackt und den Rollstuhl neben seinem Plastikstuhl platziert. Ihre speckigen Arme hat sie um seinen Oberkörper gegurtet. Julian sagt zwar immer »Gut!«, aber das heißt nichts. Da er von alleine keinerlei Anstalten macht, in den Rollstuhl überzuwechseln, wird er kurzer Hand von uns umgesetzt.

»Drusse schiint die Sunne so schön und Ihre Kolleg kann dört sini Ziggi rauche.«

Sie schaut missbilligend zu mir herüber, während sie Julian eine Mütze überzieht.

»Gsund isch es ja nöd, s'Rauche. Aber das mues ich Ihne ja nöd extra säge, jungä Maa.«

Was ist schon gesund in einer Klinik. Okay. Also los. Ohnehin ein saublödes Gefühl, Julian so mit bunter Wollmütze und im Rollstuhl sitzend durch die Alpenklinik zu chauffieren, die kahlen Flure entlang. Ich fühle mich einmal mehr in einem falschen Film. Hat sich Julian endgültig von der Realität verabschiedet und sein Exil in den künstlichen Paradiesen bezogen? Der Fahrstuhl kommt. Tür automatisch. Auf und zu, auf. Glastür am Eingang. Automatisch. Auf. Draußen. Zu.

Holpernd schiebe ich Julian einen schmalen Weg entlang in Richtung See. An einer idyllischen Stelle unweit des Ufers parke ich den Rollstuhl und setze mich in den Kies. Die tief stehende Sonne spiegelt sich im Wasser, die Berge, der leere Himmel. Am anderen

Ende des Weihers dreht ein Schwan gemächlich seine Runden. Julian scheint von alledem nichts mitzubekommen. Sein Blick ist nach wie vor apathisch gegen eine imaginäre Wand gerichtet. Eher aus Langeweile denn als aus Lust greife ich in meiner Tasche nach dem Tabakbeutel, zerbrösele das Marihuana unter der Flamme meines Bic-Feuerzeugs und baue eine Tüte. Irgendwann bleibt von der Sehnsucht halt nur noch die Sucht übrig, denke ich, aber was soll's. Mit Qualm im Mund betätige ich die On-Taste meines tragbaren CD-Players und lausche angenehmen Lärm. Es läuft »Freak Scene« von Dinosaur Jr. Entspannt lasse ich mich in den Kies fallen und blase den Drogenqualm in Richtung Himmel. Es durchströmt mich ein wohliger Rausch. Plötzlich überfällt mich eine merkwürdige Halluzination. Ich sehe, wie sich Julian aus dem Rollstuhl erhebt, gemächlich zum Seeufer schreitet und wie einst Bayernkönig Ludwig II. ins Wasser steigt.

DER AUTOR



Martin Schnick, geboren 1966 in Andernach, hat in Bonn und Paris Germanistik, Philosophie und Romanistik studiert. Aktuell lebt er in Köln und ist als Werbetexter, Theaterregisseur und Autor tätig. Sein Sachbuch »Entweder die Tapete verschwindet oder ich!« erschien 2020 im Charles Verlag.